

Ähnlich wie (Renn, 2014) lässt auch (Winch, 1990) keinen sprachexternen Standpunkt für die sozialwissenschaftliche Praxis zu. Wir sprechen in der Welt und sprechend erzeugen wir sie.

»[W]hat the sociologist is studying, as well as his study of it, is a human activity and is therefore carried on according to rules. And it is these rules, rather than those which govern the sociologist's investigation, which specify what is to count as ›doing the same kind of thing‹ in relation to that kind of activity« (a. a. O., S. 87).

Um Winchs propädeutische Abgrenzungen forschungspragmatisch ins Positive zu wenden, hat man sich folglich dem Problem der Reflexivität von Sprache zu stellen. Die Spur dieses Problembezugs reicht, wie ich nun zeigen möchte, bis in die *Logisch-philosophische Abhandlung* Wittgensteins zurück.

3.2 Das Problem interner Selbstbeschreibung

Schon im Vorwort des *Tractatus* macht Wittgenstein keinen Hehl daraus, dass die *Selbstbezüglichkeit der Sprache* ein treibendes Motiv des Werkes ausmacht.

»Das Buch will also dem Denken eine Grenze ziehen, oder vielmehr – nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken: Denn um dem Denken eine Grenze zu ziehen, müssten wir beide Seiten dieser Grenze denken können (wir müssten also denken können, was sich nicht denken lässt).

Die Grenze wird also nur *in* [Hervorhebung, C. D.] der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein« (Wittgenstein, 2003b, S. 7).

Eine Interpretationshypothese, welche vor allem diesem Motiv auf die Spur zu kommen versucht, hat (Decauwert, 2013) vorgelegt. Ausgangspunkt der Diskussion bildet die Unterscheidung zwischen »zeigen« und »sagen«. Diese kommt an mehreren Stellen des *Tractatus* und in Bezug auf vielfältige Gegenstandsbereiche zur Anwendung, was für Decauwert Anlass zur Frage gibt, »how a single distinction between saying and showing can operate in each one of these cases. If the *Tractatus* is not deeply mistaken on this point, we must be able to discern a unique idea involved in all the mentioned matters« (a. a. O., S. 43). Diese *eine* Idee erblickt Decauwert im Problem der Reflexivität:

»According to the preceding considerations, we can now formulate a general hypothesis to elucidate the form of the distinction between saying and showing:

(1) ›Saying‹ essentially means referring to an external reality (not necessarily an extra-linguistic fact but something distinct from the symbol which expresses it).

(2) ›*Showing*‹ consists only of an ability to reflect itself, to manifest its own identity« (Decauwert, 2013, S. 51).

Das Problem kommt in der Frage zum Ausdruck, wie Zeichen in ihrer Repräsentationsfunktion auf sich selbst sollen Bezug nehmen können.

»A picture can ›depict‹ (*bilden*), ›represent‹ (*darstellen*), in as much as it can refer to an external reality (i.e. a reality which differs from itself); what it *cannot* represent and what it must necessarily ›show‹, ›display‹ (*aufweisen*), is its own pictorial form, i.e. its own identity as a picture« (Decauwert, 2013, S. 51).

Am besten macht man sich diesen Unterschied vielleicht klar, indem man an verschiedenen Sätzen erprobt, ob reflexive Schwierigkeiten auftreten:

1. »An meiner rechten Hand ist ein Daumen«.
2. »King's College brennt«.
3. »This sentence contains five words« (Decauwert, 2013, S. 48).

Der erste Satz scheint unproblematisch, weil er sich auf Externes, also auf etwas, was nicht dieser Satz selbst ist, bezieht. Wenn ich meinen rechten Daumen bewege oder Ähnliches, dann kann ich kaum bezweifeln, dass dieser Satz »wahr« ist. Auch der zweite Satz wirft keine Probleme auf. Zwar kann ich gerade nicht sagen, ob es der Fall ist, dass King's College brennt, aber dass, wenn dem so ist, der Satz *wahr* ist, wenn nicht, dann *falsch*. Der Satz referiert auf etwas, das er nicht selbst ist, sondern nur darstellt, nämlich die Tatsache, dass King's College brennt. Wie aber steht es um den letzten Satz?

»[W]e can doubt if the object of this sentence is exactly the sentence itself, or if it lies only in accidental features of a particular complex sign (the logical – symbolic – nature of the proposition as a living whole cannot be considered equivalent to a set of written words)« (Decauwert, 2013, S. 48).

Beziehen wir diesen Satz also auf den Sachverhalt einer geschriebenen Zeichenkette mit fünf Worten, treten keine Probleme auf. Verstehen wir das »this« aber als das *Bild* einer Zeichenkette mit fünf Worten, also eher gleichbedeutend mit »this sentence represents five words«, geraten wir in Schwierigkeiten. Wie soll ein Bild mit fünf Worten von sich selbst sagen, dass es ein Bild mit fünf Worten ist?

Die Wurzel des Problems scheint darin zu liegen, dass Wittgenstein Sätze als Funktionen konzipiert, die ihre Elementarsätze auswerten.

»5. Der Satz ist eine Wahrheitsfunktion seiner Elementarsätze. (Der Elementarsatz ist eine Wahrheitsfunktion seiner selbst)« (Wittgenstein, 2003b, S.56).

Der dritte Satz, als Bild aufgefasst, müsste sich also ein Bild von sich selbst übergeben, um zu bewerten, ob das Bild von sich selbst mit dem Bild von sich selbst übereinstimmt. Man versucht in diesem Fall also, zwei Maßstäbe miteinander zu vergleichen, was nicht gelingen kann, weil für eben diesen Vergleich dann ein übergeordneter Maßstab fehlt. Die Wahrheitsfunktion verhält sich hier wie ein Programm, das den Dienst verweigert, etwa mit einer Fehlermeldung, die lauten könnte: »Vergleich nicht möglich, weil zu Vergleichendes = Vergleichskriterium!«.

Doch Wittgensteins Pointe liegt aus meiner Sicht, damit verlasse ich (Decauwert, 2013) nun, darin, dass es so weit überhaupt nicht kommen kann, weil dies voraussetzen würde, dass dieselbe Funktion, die Wahrheitsfunktion des Satzes, sich selbst als Argument übergeben wird. Diese Möglichkeit schließt der Autor des *Tractatus* aber aus, denn um dieselbe Funktion sich selbst zu übergeben, müsste man sie unterscheiden: in ein und dieselbe Funktion, die das Argument empfängt einerseits sowie ein und dieselbe Funktion, die als Argument übergeben wird, andererseits. Die Kombination der Ausdrücke »ein und dieselbe« sowie »einerseits« und »andererseits« bringt das Paradoxe in diesem Vorhaben hoffentlich schon ein wenig zum Knistern. Man hat es hier, wenn diese Interpretation zutrifft, nicht mit einer Paradoxie im Sinne einer infiniten Rekursion, eines »Spiegels im Spiegel«, zu tun, sondern mit einer *unmöglichen Bezeichnungsweise*.

»3.332 Kein Satz kann etwas über sich selbst aussagen, weil das Satzzeichen nicht in sich selbst enthalten sein kann, (das ist die ganze ›Theory of types‹)« (Wittgenstein, 2003b, S. 25).

»3.333 Eine Funktion kann darum nicht ihr eigenes Argument sein, weil das Funktionszeichen bereits das Urbild seines Arguments enthält und es sich nicht selbst enthalten kann« (Wittgenstein, 2003b, S. 25).¹

1 Nicht in philosophisch hermeneutischer Absicht dem *Tractatus* gegenüber, sondern in seinem Review der *Laws of Form* von George Spencer-Brown bezieht sich Heinz von Foerster auf exakt diese Textstelle:

»Das alte und erste Mysterium, das noch Ludwig Wittgenstein (*Tractatus logico-philosophicus*, Punkt 3.333) verblüffte, nämlich daß die Welt, die wir kennen, auf eine Art und Weise konstruiert ist, die sie befähigt, sich selbst zu sehen, löst G. Spencer Brown durch eine überraschende Wendung der Wahrnehmung. Er zeigt ein für allemal, daß das Auftauchen dieses Mysteriums unvermeidbar ist. Aber was unvermeidbar ist, ist in diesem Sinn kein Mysterium. Es ist das Schicksal aller Beschreibungen, daß ›das, was aufgedeckt, verborgen wird; aber das, was verborgen ist, wird wieder aufgedeckt‹« (von Foerster, 1993, S. 9).

Wir werden darauf zurückkommen, was sich hinter dieser angedeuteten Problemverwandtschaft zwischen Wittgenstein und Spencer-Brown verbergen könnte.

Ein Satz kann also deshalb nicht in sich selbst enthalten sein, weil wir dies zeichenhaft nicht kenntlich machen können. Denn wenn ein Zeichen sich selbst enthält, dann nur durch die Unterscheidung zwischen dem Zeichen für »Zeichen« und dem Zeichen für »sich selbst«. Bezogen auf den Funktionsausdruck $F(F(f(x)))$ in Proposition 3.333 wäre das Zeichen für »Zeichen« die äußere Funktion und das Zeichen für »sich selbst« die innere Funktion. Aber gerade, weil man sich hier genötigt sieht, eine Unterscheidung zwischen innerer und äußerer Funktion anzuzeigen, auf welche Bezeichnungsweise auch immer, kann die Funktion nicht mehr als identisch bezeichnet werden. Nicht die Paradoxie sich selbst messender Maßstäbe, sondern eine *pragmatische* Ausweglosigkeit der Bezeichnungsweise macht hier das Problem aus.

»3.333 [...] Nehmen wir nämlich an, die Funktion $F(f(x))$ könnte ihr eigenes Argument sein; dann gäbe es also einen Satz: $\rangle F(F(f(x))) \langle$ und in diesem müssen die äußere Funktion F und die innere Funktion F verschiedene Bedeutung haben, denn die innere hat die Form $\phi(f(x))$, die äußere, die Form $\psi(\phi(f(x)))$. Gemeinsam ist den beiden Funktionen nur der Buchstabe $\rangle F \langle$, der aber allein nichts bezeichnet.

Dies wird sofort klar, wenn wir statt $\rangle F(F(u)) \langle$ schreiben

$\rangle (\exists \phi) : F(\phi u) . \phi u = F u \langle \langle$ (Wittgenstein, 2003b, S. 26).

Eine Funktion in der Umklammerung einer anderen lässt sich nicht zugleich als die umklammernde Funktion selbst darstellen; die Funktionen unterscheiden sich. Deshalb kann die Identität ihrer Namenszeichen, im Beispiel in *beiden* Fällen »F«, nicht darauf zurückgeführt werden, dass sie sich nicht unterscheiden. Sie hängen also nicht zusammen und heißen für Wittgenstein in diesem Sinne nur zufällig gleich. Ohne vorgängige Vereinbarung, Zeichen so zu verwenden, dass gleiche Funktionszeichen Identität ausdrücken, müsste man gar nicht auf die Idee kommen, dass »F« und »F« sich je auf dasselbe beziehen.

»5.5303 Beiläufig gesprochen: Von zwei Dingen zu sagen, sie seien identisch, ist ein Unsinn, und von Einem zu sagen, es sei identisch mit sich selbst, sagt gar nichts« (Wittgenstein, 2003b, S. 80).

Die *funktionale* Beschreibung von Selbstbezüglichkeit stößt also auf formale Designationsgrenzen. Diesen versucht der Autor des *Tractatus* zu entgehen, indem er Sätze als *operationale* Resultate aus anderen Sätzen ansieht.

»5.3 Alle Sätze sind Resultate von Wahrheitsoperationen mit den Elementarsätzen« (Wittgenstein, 2003b, S. 64).

Sätze ausnahmslos als Resultate von Operationen zu verstehen, hat mindestens drei Konsequenzen:

1. Auch die Sätze des *Tractatus* sind Resultate von Operationen, und zwar genau jener Operationen, welche den Inhalt dieser Sätze ausmachen, weil es in ihnen ja um die Operationalität der Sprache geht. Der letzte Satz von 5.3, »[j]eder Satz ist das Resultat von Wahrheitsoperationen« (Wittgenstein, 2003b, S. 64-65), unterstreicht diese Ausnahmslosigkeit, indem er den Sinn des Anfangssatzes von 5.3, »Alle Sätze sind das Resultat von Wahrheitsoperationen« (Wittgenstein, 2003b, S. 64), mit anderen Worten wiederholt: eine Emphase durch Repetition.
2. Die Operation kann selbst kein Satz sein, denn sonst wäre sie Resultat und nicht Operation.
3. Das Problem aus 3.333 scheint *vorerst* gelöst, indem man nun nicht mehr davon sprechen muss, Funktionen sich selbst als Argument zu übergeben.

»5.251 Eine Funktion kann nicht ihr eigenes Argument sein, wohl aber kann das Resultat einer Operation ihre eigene Basis werden« (Wittgenstein, 2003b, S. 65).

Selbst im reflexiven Fall verarbeiten Sätze dann nicht mehr sich selbst, sondern lediglich ihr eigenes operatives Ergebnis. Durch die Unterscheidung zwischen Funktion und Operation scheint der Selbstbezug von Sätzen nun also darstellbar.

Doch geht Wittgenstein so weit, einer Operation als solcher nicht nur ihre Satzformigkeit abzuspochen, sondern gleich jegliche Form.

»5.241 Die Operation kennzeichnet keine Form, sondern nur den Unterschied der Formen« (Wittgenstein, 2003b, S. 64).

Ein alternativer konzeptioneller Spielzug hätte auf den ersten Blick vielleicht darin gelegen, Operationen ihre, wenn man so sprechen darf, *Satzhaftigkeit* zu nehmen, um sie aber gleichsam als *Formen* zu belassen. Dann aber käme die Frage auf, wie sich Satzformen von operationalen Formen unterscheiden. Es müsste sich um nicht-logische Formen handeln, weil Sätze gemäß 2.17 mit der Wirklichkeit die logische Form gemein haben. Nicht-logische Formen sind aber ausgeschlossen, weil nach 2.0121 gilt:

»Die Logik handelt von jeder Möglichkeit und alle Möglichkeiten sind ihre Tatsachen« (Wittgenstein, 2003b, S. 10).

Formen stellen nach Wittgenstein aber nichts anderes dar als Möglichkeiten (siehe 2.0141, 2.033, 2.151). Ersetzen wir entsprechend den Möglichkeitsbegriff in 2.0121 durch den Formbegriff, so folgt, dass die Logik auch von jeder Form handelt und alle Formen ihre Tatsachen sind. Also kann es so etwas wie nicht-logische Formen nach dieser Konzeptualisierung wohl nicht geben. Folglich bleibt dem Autor des *Tractatus* wohl nur der Ausweg eines Operationsbegriffs, der bloß noch formlose Unterschiede zulässt.

Daran schließt sich allerdings nahtlos die Frage an: Können Sätze formlose Unterschiede überhaupt darstellen?

»2.17 Was das Bild mit der Wirklichkeit gemein haben muß, um sie auf seine Art und Weise – richtig oder falsch – abbilden zu können, ist seine Form der Abbildung« (Wittgenstein, 2003b, S. 15).

Was Sätze also überhaupt an Wirklichkeit abbilden können, muss sowohl Satz als auch Wirklichkeit gleichermaßen zukommen, nämlich die Form. Kein Satz kann also etwas abbilden, das es nicht als Form gibt.

»2.174 Das Bild kann sich aber nicht außerhalb seiner Form der Darstellung stellen« (Wittgenstein, 2003b, S. 16).

Nach 5.241 gibt es operationale Unterschiede aber nicht als Form. Also können Sätze, jene des *Tractatus* eingeschlossen, nichts über Operationen aussagen. Denn sie würden auf die ein oder andere Weise immer beinhalten: »Es gibt Nicht-Formen namens ›Operationen‹«.

Damit steht der Inhalt des Satzes mit dessen Form im Widerstreit. *Inhaltlich* kann der Satz nur dann wahr sein, wenn es sich nicht um einen Satz handelt, weil Sätze, gemäß 2.17, eine Form haben und nur durch diese überhaupt etwas darstellen können. Der Inhalt verlangt aber, eine formlose Unterscheidung darzustellen, was die Form »Satz« nicht zu leisten vermag. Wenn es sich aber um keinen Satz handelt, könnte es keinen Inhalt geben, der uns dazu veranlasst, an der Satzform zu zweifeln. Also muss es sich um einen Satz handeln, dessen Inhalt nur dann wahr sein kann, wenn es sich um keinen Satz handelt usw.

Man gerät hier also in eine widersprüchliche Oszillation, die den Anschein erweckt, als käme Russells Paradox, das Wittgenstein in 3.333 noch für erledigt erklärt hatte, in 5.241 durch die Hintertür wieder hereingelaufen: Der Satz, der etwas *über* Unformen aussagt, muss selbst eine Unform sein. Dann ist es aber kein Satz mehr und kann *überhaupt nichts* aussagen. Also kann dieser Satz keine Unform sein. Um seinem Inhalt, der Rede über Unformen, gerecht zu werden, muss der Satz seine allgemeine Form missachten. Um aber seiner allgemeinen Form zu genügen, muss er seinen Inhalt verneinen.

Folgt man der dreifaltigen Einteilung des *Tractatus* von Satzarten in sinnvolle, sinnlose und unsinnige Sätze, so lassen sich Sätze wie 5.241 wohl nur als unsinnig klassifizieren. Bevor wir den Unsinn solcher Sätze genauer spezifizieren, fassen wir die bisherige Argumentation nochmals kurz zusammen:

1. Der *Tractatus* stellt einen Versuch dar, über Sprache zu sprechen.
2. Dabei prüft der Verfasser zwei Möglichkeiten:
 - (a) Sätze als Funktionen, die sich selbst als Argument enthalten

- (b) Sätze als Resultate von Operationen, die sich als Resultat ihrer eigenen Operation verarbeiten
3. Ansatz (a) scheitert, weil sich eine Funktion zeichenhaft nicht zugleich als identisch und unterschieden darstellen lässt.
 4. Ansatz (b) scheitert, weil Sätze allein durch Form abbilden und deshalb keine Unterschiede außerhalb einer Form kennzeichnen können.

Die Paradoxie des formlosen Unterschieds in einer Form lässt sich wohl auch kaum mit der Unterscheidung zwischen »ausdrücken« und »zeigen« entfalten, wie der Autor in 4.121 suggeriert:

»4.121 Was *sich* in der Sprache ausdrückt, können *wir* nicht durch sie ausdrücken. Der Satz *zeigt* die logische Form der Wirklichkeit. Er weist sie auf« (Wittgenstein, 2003b, S. 40).

Denn selbst wenn es zuträfe, dass Sätze die *logische* Form wenn auch nicht ausdrücken, so doch immerhin zeigen können, wäre damit noch nicht gesagt, dass Sätze auch Unterschiede zeigen können, die *keiner* Form entsprechen. Zu versuchen, Nicht-Formen satzförmig zu zeigen, gleiche wohl in etwa dem Versuch, keine Sandmalereien in Sand zu malen, wenn man in Sand malt.²

Bisher haben wir die Aporien, in welche der Verfasser des *Tractatus* gerät, wenn er versucht, über Sprache zu sprechen, weitestgehend werkimmanent rekonstruiert. Um das Problem aber schärfer in den Blick zu bekommen und gleichsam den Bogen zum Spätwerk Wittgensteins zu spannen, scheint mir ein Hinweis von George Spencer-Brown instruktiv, der in den Anmerkungen zu seinen *Laws of Form* ausdrücklich auf Proposition 5.241 des *Tractatus* Bezug nimmt.

»The question of whether or not functions of themselves are allowable has been discussed at wearisome length by many authorities [...] since *Principia mathematica* was published. The Whitehead-Russell argument for disallowing them is well

2 Dieser und alle anderen hier angewandten Sätze, die von »Nicht-Formen« reden, unternehmen übrigens den gleichen, aussichtslosen Versuch – allerdings in der Absicht, genau diese Aussichtslosigkeit vorzuführen. Wir könnten uns vorstellen, dass wir mit einer Person im Sandkasten sitzen, die davon überzeugt ist, dass man durch Sandmalerei auch Nicht-Sandmalereien darstellen könne. Nun versuchen wir, diese Person vom Gegenteil zu überzeugen, indem wir sie auffordern, nacheinander Bilder in den Sand zu malen, die, ohne weitere Erklärung, Nicht-Sandmalereien zeigen sollen. Immer wenn die andere Person die Ansicht zum Ausdruck bringt, dass sie nun etwas Passendes gemalt hat, verweisen wir darauf, dass wir das Gemalte aber als Sandmalerei auffassen, weil es eben in Sand gemalt ist. Wir spielen dieses Spiel solange, bis die andere Person ihre Überzeugung aufgibt. Wenn wir obige »Nicht-Form«-Sätze in diesem, schon *vorgreifend sprachspielerischen* Sinne als lehrreich missglückte Verständigungsversuche verstehen, scheinen sie unproblematisch. Die Schwierigkeiten würden erst dort anfangen, wo wir einen geglückten Versuch behaupteten.

known. It is the subject of a number of comments by Wittgenstein [4, propositions 5.241 sq]. [...] An operation, says Wittgenstein, is not the mark of a form, but of a relation between forms. Wittgenstein here sees what I call the mark of distinction between states, which he calls forms, and also sees its connexion with the idea of operation« (Spencer-Brown, 1979, S. 97).

Spencer-Brown bewertet 5.241, soweit ich sehe, an keiner Stelle. Vielmehr stellt er stillschweigend sein Formenkalkül neben diese Aussage und deutet Entsprechungen an. Warum kann man dieses Verhalten als bemerkenswert empfinden?

»Call the space cloven by any distinction, together with the entire content of the space, the form of the distinction. Call the form of the first distinction the form« (Spencer-Brown, 1979, S. 97).

Für Spencer-Brown fallen Form und Distinction *am Ende* zusammen. Eine Unterscheidung teilt stets einen Raum, der als solcher aber wiederum von anderen Räumen getrennt liegt. Man kann diese beiden Figuren denkbar unendlich iterieren: Eine Unterscheidung liegt in einem Raum, der wiederum als Unterscheidung in einem weiteren Raum liegt usw. Doch setzt Spencer Brown der Iteration ein Ende: Die erste und damit grundlegendste Unterscheidung ist selbst eine Form, *die* Form.

Der Operator des Spencer-Brown-Kalküls, das sogenannte »mark«, stellt solche Unterscheidungen dar, indem es auf der jeweiligen Projektionsfläche tut, was es darstellt: unterscheiden. Jedes mark teilt also einen Raum, der selbst wieder durch ein mark getrennt ist. Doch wie kann man dann ein mark als das erste, als »first distinction«, auszeichnen?

»An observer, since he distinguishes the space he occupies, is also a mark« (Spencer-Brown, 1979, S. 76).

Die erste Unterscheidung liegt immer im Auge einer nicht weiter hintergangenen Beobachtung. Wenn Spencer-Brown nun Wittgensteins scheinbar formlose Unterscheidung zwischen Operationen, jene aus 5.241, mit seinem eigenen Operator identifiziert, so zeigt er damit auf einen Beobachter.³

Wo Wittgenstein also einen außerhalb jeder Form schwebenden Unterschied einführt, setzt Spencer-Brown, ohne großes Aufsehen, den Beobachter als Operator von Operationen ein. Im Unterschied zwischen Operationen einen Operator zu erblicken, wirft zusätzliches Licht auf das angesprochene Grundproblem. Wie oben

3 Da für Spencer-Brown Form also stets Unterscheidung bedeutet, könnte man davon ausgehen, dass er Wittgenstein an dieser Stelle (5.241) scharf widerspricht. Dass er es hingegen bei einer Andeutung belässt, darf man daher durchaus als Absicht verstehen: Der Beobachter hat sich schon selbst mit Wittgensteins Unterscheidung zwischen Operationen zu identifizieren. Mit diesem Spielzug bindet Spencer-Brown den Beobachter performativ in die Überlegung ein, anstatt satzförmig zu konstatieren.

(S. 142) schon angesprochen, mutet der Verfasser des *Tractatus* dem Satz selbst zu, seine Form zu zeigen.

»4.121 [...]

Der Satz *zeigt* die logische Form der Wirklichkeit.

Er weist sie auf« (Wittgenstein, 2003b, S. 40).

Der Satz hat seine Form also von sich aus zu zeigen. Er muss, so lässt sich 4.121 entnehmen, selbst als Operator des Zeigens fungieren. Dass diese Anforderung, genauer gesagt, nicht an den Satz, sondern an das Zeichen gestellt wird, geht sehr klar aus 4.126 hervor.

»4.126 [...]

Dass etwas unter einen formalen Begriff als dessen Gegenstand fällt, kann nicht durch einen Satz ausgedrückt werden. Sondern es zeigt sich *an dem Zeichen* [Hervorhebung, C. D.] dieses Gegenstandes selbst. (Der Name zeigt, dass er einen Gegenstand bezeichnet, das Zahlenzeichen, dass es eine Zahl bezeichnet etc.)« (Wittgenstein, 2003b, S. 43).

Es geht an dieser Stelle nicht darum, die Bedeutung formaler Begriffe zu diskutieren. Vielmehr kommt es auf die problematisch-optimistische Annahme an, dass ein Zeichen »an sich selbst«, also ohne Beobachterbeteiligung, etwas über sich selbst zu zeigen vermag, zumal diese Setzung möglicherweise zu Widersprüchen mit vorangegangenen Propositionen führt.

»3.262 Was in den Zeichen nicht zum Ausdruck kommt, das zeigt ihre Anwendung. Was die Zeichen verschlucken, das spricht ihre Anwendung aus« (Wittgenstein, 2003b, S. 21).

Hält man die Propositionen 3.262 und 4.126 nebeneinander, scheint die Frage erlaubt: Was zeigt denn nun das, was am Zeichen nicht zum Ausdruck kommt, – das Zeichen selbst oder dessen Anwendung?

Die zweite Option hält eher die Möglichkeit offen, einen Beobachter zum Operator des Zeigens zu machen. Im Folgenden möchte ich die These plausibilisieren, dass Wittgenstein im Übergang zum Spätwerk dieser zweiten Position zuneigt: Der Leser von Sprachspielbeschreibungen wird als beobachtender Teilnehmer in das Sprachgeschehen zu integrieren versucht. Denn einige Paradoxien, denen man beim Versuch, über Sprache zu sprechen, begegnet, lassen sich auf diese Weise geräuhmig entfalten, wohingegen die logisch-abgeriegelte Satzformalanalyse des *Tractatus* sinntragende Unterschiede eher einebnen.